

1. Sonntag nach Weihnachten – 2. Januar 2022

Votum: Hebräer 13, 8 (Neujahrstag)

Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit!

Predigttext: 1. Johannes 1, 1-4 (1. Sonntag nach Weihnachten)

Was von Anfang an war, was wir gehört haben, was wir gesehen haben mit unseren Augen, was wir betrachtet haben und unsere Hände betastet haben, vom Wort des Lebens – und das Leben ist erschienen, und wir haben gesehen und bezeugen und verkündigen euch das Leben, das ewig ist, das beim Vater war und uns erschienen ist –, was wir gesehen und gehört haben, das verkündigen wir auch euch, damit auch ihr mit uns Gemeinschaft habt; und unsere Gemeinschaft ist mit dem Vater und mit seinem Sohn Jesus Christus. Und dies schreiben wir, auf dass unsere Freude vollkommen sein.

Ich will keine guten Predigten mehr halten. Ich will nicht mehr schön und glatt predigen. Es soll mir nicht auf die Qualität ankommen, nicht darauf, wie es rüber kommt. Ich will keine gute Show mehr veranstalten. Ich will nur noch sagen, was ich glaube.

Das habe ich mir schon oft vorgenommen. Ich will nicht mehr predigen, um gelobt zu werden: „*Das haben Sie sehr schön gesagt, Herr Pastor.*“ Ich will das nicht mehr. Ich will nur noch die Wahrheit sagen – oder das, was ich glaube, als Wahrheit erkannt zu haben. Ich will reden, wie es mir aus dem Herzen kommt, und ich will zuhören, dass es mir ins Herz geht.

Es soll mir egal sein, ob das, was ich mit viel Mühe und Sorgfalt vorbereitet habe, am Ende passt und gesagt wird. Wenn ich etwas anderes sage, weil ich im Gespräch mit denen, die mir zuhören, zu anderen Schlüssen komme, oder wenn jemand anderes etwas viel besseres sagt, dann soll das so sein. Es soll nicht um mich gehen sondern um *Jesus Christus gestern und heute und um denselben auch in Ewigkeit.*

Wie hat wohl der Autor des 1. Johannes Briefes das gesehen? Hat er versucht, einen schönen Brief zu schreiben? Einen, den die Leute auch lesen und hören mögen, weil er so gut geschrieben ist? Oder war es ihm gleichgültig, ob die Menschen ihn achten oder nicht, ob sie seine Texte gut finden oder nicht?

Mir ist es nicht gleichgültig. Ich möchte gerne gelobt werden. Sehr oft orientiere ich mich daran, ob man das wohl gut finden wird, was ich sage.

Das will ich nicht mehr. Ich denke an Jesus. Der hat Tausende begeistert. Die Bergpredigt erzählt das und viele andere Geschichten im Neuen Testament auch. Tausende haben ihm zugehört. Als er vor Ostern nach Jerusalem eingezogen ist, haben sie im Zugejubelt und ihn begrüßt wie einen König. Und er hat das alles abgetan und ist seinen Weg gegangen, unbeirrt vom Lob. Oder von der Ablehnung. Als sie ihn verhaftet haben und als am Karfreitag die ganze Menge johlte und schrie: **Kreuzige ihn!** – auch da ist er unbeirrt den Weg bis zu Ende gegangen.

Ich kann das nicht. Ich will von Jesus reden, **was ich gesehen habe** mit meinem Herzen, **was ich betrachtet habe und begriffen habe vom Wort des Lebens, ich will von dem Leben erzählen, dass mir erschienen ist, und das ewige Leben bezeugen und verkündigen.** Aber ich rede doch von mir und für mich. Ich stehe hier und habe meinen Talar an und bilde mir etwas darauf ein. Ich habe ein Amt und wenn die Kinder, die ich aus dem Kindergarten kenne, „Hallo, Pastor Willkommen!“ rufen, wird mir warm ums Herz. Dabei geht es darum überhaupt nicht.

Was wir gesehen und gehört haben, das verkündigen wir auch euch, damit auch ihr mit uns Gemeinschaft habt. Und zwar nicht irgendeine Gemeinschaft, sondern die **Gemeinschaft mit dem Vater und mit seinem Sohn Jesus Christus.** Das sollte mein einziger Antrieb sein. Ist es aber nicht.

Warum eigentlich nicht? „*Unsere Stärke ist die Freude am Herrn!*“ – schreibt einer meiner Kollegen unter alle seine E-Mails. Ich könnte das nicht ehrlicherweise tun. Ich lege zu viel Wert darauf, selbst stark zu sein, es selbst geschafft zu haben, auf mich selbst stolz sein zu können. Warum?

Vielleicht, weil ich manchmal gar nicht so viel habe, was ich glaube und weitersagen kann. Wenn mein Glaube so eine Wucht hätte, so eine Kraft, dass ich ihn einfach nur weitererzählen müsste, das wäre was! Stattdessen meine ich immer noch, ihn, meinen Glauben, anstoßen zu müssen. Ihm mit meiner eigenen Kraft Schwung geben zu müssen, damit er die Zuhörer auch ja erreicht und bewegt.

Ich will das nicht mehr. So oft habe ich mir das vorgenommen – und was habe ich jetzt wieder getan? Ich habe eine Predigt geschrieben, nicht so gelungene Formulierungen verbessert, habe lange über jeden einzelnen Satz nachgedacht. Einerseits, um genau das zu sagen, was ich sagen will. Andererseits aber auch, weil ich einfach keine schlechte Predigt abliefern wollte. Aus Eitelkeit.

Ich erinnere mich an einen Gottesdienst an einem ersten Sonntag nach Weihnachten, der fast genau wie dieses Jahr zugleich der Neujahrsgottesdienst war. Das war am 1. Januar 1989 und ich war Vikar in Raisdorf. In jenem Gottesdienst in der St. Martin Kirche von Raisdorf – sie heißt tatsächlich so – bin ich hinter dem Altar ohnmächtig umgekippt. Ja, ich hatte Fieber und es ging mir nicht besonders gut. Aber ich weiß noch ganz genau, warum ich umgekippt bin, was der Tropfen war, der das Fass zum Überlaufen brachte: Ich war mir völlig klar darüber, dass meine Predigt – auch schon mit Fieber verfasst – Schrott war. Ich hatte einfach Mist geredet – geschwafelt hatte ich, weil mir nichts Vernünftiges eingefallen war. Und dann bin ich ohnmächtig geworden: Flucht vor der Wirklichkeit, in der ich an dem Tag nichts zu sagen hatte und doch den Pastor spielen musste. Bin ich der einzige, dem das so geht? Ich meine nicht, der einzige Pastor, sondern ich meine auch alle anderen: Sind da noch mehr Menschen, die das, was sie zu sagen haben, oder das, was sie geleistet haben, aufblasen, damit es nach mehr aussieht? Weil wir insgeheim daran zweifeln, dass es genug ist, wenn wir es einfach nur stehen lassen?

Loben ist wichtig, habe ich gelernt. Ich brauche Lob und ich lobe, wenn etwas, dass jemand tut, mir gut gefällt. Das ist die eine Seite und sie ist nicht falsch. Zugleich aber möchte ich Dinge nicht tun oder sagen oder schreiben, um Lob dafür zu bekommen. Ich möchte ganz

selbstverständlich der sein, der ich bin, das tun, was ich tue, das sagen, was ich denke, und das aussprechen, was ich glaube. Ich möchte eigentlich gar nicht gelobt werden für meine Leistung sondern gemocht werden als der, der ich bin. Egal, was ich leiste.

Ich möchte es gut machen, weil es gut sein soll und nicht, weil ich gut sein will. Ich freue mich, wenn ich etwas beitragen kann, etwas Richtiges und Gutes. Und genauso will ich mich freuen, wenn du es beigetragen hast. Weil es mir nicht darauf ankommen soll, dass ich gut bin, sondern dass es gut wird.

„Und dies schreiben wir, auf dass unsere Freude vollkommen sei!“ So endet der Abschnitt im 1. Johannes Brief. Ich will mich freuen und nicht bloß selbst der Grund dafür sein. Ich will mich daran freuen, dass die Welt schön ist und dass das Leben schön ist. Trotz Corona, trotz Problemen, trotz Nieselwetter. Schön, weil Gott die Welt so atemberaubend schön gemacht hat und weil wir mit anpacken können, dass das so bleibt.

Ein neues Jahr liegt vor uns, Gott hat es uns vor die Füße gelegt. Nicht, damit wir darauf herumtrampeln, sondern damit wir es genießen und etwas Gutes daraus machen können. Nicht, damit wir selber gut dastehen oder gut abschneiden, sondern damit wir alle es gut haben, wenn möglichst viele es möglichst gut machen.

„An Gottes Segen ist alles gelegen“, sagt ein altes Sprichwort. Die Weisheit dieses alten Spruches will ich mir merken. Der Stern am Himmel bin nicht ich und der will ich auch gar nicht sein. Der Stern steht über dem Stall von Bethlehem und leuchtet für Jesus Christus, für Gott in der Welt. Dafür, dass es gut ist. Und gut wird. Gott ist es, der die Welt geschaffen hat und sie immer noch weiter erschafft und erhält. Unsere Aufgabe ist es, ihm dabei nicht im Wege zu stehen. Sondern zu tun, was er uns zu tun gibt.